Perlen.

Von Otti H.

Tanzende Wogen,
Lachende Sonne,
Stehen am Ufer
Im Glück versunken.

— — — — — — — —

Dunkle Nacht.
Gespenstisch ragen
Die Zweige der Bäume.
Still liegt der See,
Erstorben ist das Leben.

Einsam am Ufer
Stehet ein Mann,
Er gedenket der Tage,
Da ihm hier war zur Seite
Ein liebliches Wesen —
Das fern nun von ihm
In himmlischer Heimath weilt.

— — — — — — — —

Seine Thränen sammelt
Ein Nixlein im See — —
Einst werden die Menschen
Als Perlen sie finden.

Gesühnt.

Von Hilma Angered Strandberg. Autorisirte Uebersetzung von Rhea Sternberg.

Weiß und eben liegt das ganze Land, denn der Schneepelz bedeckt alles Holprige, Knorrige und Harte. Am weichesten und ebenmäßigsten ist es hier im Walde, weiße, bauschige Betten haben sich unter den Tannen gelagert, sich höher und höher gepackt, über alle herabsinkenden Aeste, auf die äußersten schwankenden kleinen Zweige, bis der ganze Wald voll ist von weißwolkigen Riesensäulen mit Armen, die sich segnend über die Erde senken, alle grünen Nadeln verbergend. Und am allerweißesten, am allerweichsten, am allerstillsten ist es tief drinnen, wo gebunden und gefroren das Wasser ruht, so still, daß nicht ein Flügelpaar schlägt, nicht eine Nadel zittert, nicht ein Vogel einen Lockton ausstößt. Und dort sitzt auf der Thürschwelle seiner Hütte, die vor fünf Jahren in dem glänzenden Waldwasser gezimmert worden war, Schuhmacher Gustav Hök, die Hände im Schoß, und blickt hinaus.

Seit langen Stunden sitzt er so, ebenso ruhig und unberührt wie die Natur, still und träumend ist sein Auge auf ein und dieselbe Stelle gerichtet, die er festzuhalten vermag, gerade weil sie an und für sich nichts Bestimmtes ist, sondern nur ein Theil von einem unendlichen weißen Etwas. Er ist gewöhnt, allein zu sein, gewöhnt, stille zu sitzen Stunde um Stunde, auch durch Stubenwärme ist er nicht verwöhnt. Hier ist es gut, milder als es in der feuchtkalten Gefängnißzelle war, und schön ist es, all das zu betrachten, ehr schön. Wenn er will, kann er ja, sobald er Lust hat, aufstehen und seinen Körper strecken, die Arme heben, sie schwingen, trunken von Lebensmuth und -lust und dann in völlig ungebundener Freiheit über den verschneiten Weg laufen. Dieses Bewußtsein läßt ihn ab und zu mit scharfen, erstaunt fragenden Blicken den Kopf zurückwerfen, als wäre er plötzlich erwacht, bis die Ahnung eines Lächelns sich in seinem schwermüthigen Gesicht durcharbeitet. Und gerade weil die Freiheit in ihm singt wie ein fröhlicher Vogel, sitzt er getrost da, sitzt und denkt nun ohne Qual, unbestimmt und leicht wie einer, der vollständig befreit worden ist von einer so großen Last, daß er nicht die geringste Empfindung hat von all dem Kleinen, das zu ertragen bleibt.

Und gewiß hatte er es gut und leicht, seitdem er vor einigen Monaten aus der Strafanstalt entlassen worden und eines Abends heimgekommen war — spät — um niemandem zu begegnen, um zu Malins Ueberraschung, die ihn erst am nächsten Tage erwartet hatte. Mit der Kost ist es ja nicht so gut bestellt, doch er ist nicht anspruchsvoll und schränkt sich gern noch mehr damit ein.

Wenn nur niemand verlangt, daß er thun soll, was er nie zu thun gedenkt!

Bei diesem Einfall, der wie ein Raubvogel plötzlich mitten in das Nest friedlicher, farbloser Gedanken hinabschießt, an dem er den ganzen Tag gebaut und in dem er gewohnt hatte, beginnen die Blicke des Mannes unherzuirren. Eine trotzige Unruhe blitzt darin auf.

Nein — keineswegs thut er es. Es mag kommen, wenn es wolle, man muß es mit ansehen. Hat er nicht Schmach genug erduldet? Sollte er sich nun auch noch dem aussetzen, den verächtlichen Miene der Landsleute zu begegnen — vielleicht sogar ihr Flucht vor ihm, wer weiß? Vor Gustav Hök, der im Jähzorn seinen eigenen Gesellen zu Boden schlug, so daß sein Kopf gegen einen Stein fuhr, o, vor dem Kerl ist niemand sicher, wenn auch mit dem Schlage kein Todtschlag beabsichtigt war, nein, vor Gott und Menschen nicht. Haha, Gottes allmächtige Hilfe, die läßt auf sich warten. Wer redet von Hunger? Er verträgt viel, und überdies verdient Malin ja — nun ja, nicht gar so viel, doch immerhin. . .

Wieder beginnen die Augen ihre unruhige Wanderung über die todte Wasserfläche. Hök hat die merkwürdige Vorstellung, als sei nicht mehr alles so still wie zuvor, er glaubt, Töne zu hören — oder etwas sich um ihn bewegen zu merken, obwohl er nach sieht was das sein könnte. Sich schleichen Schatten über das Weiß

Zwingt ihn jemand zu dem, was er nicht will? Zerlangt jemand, daß er in das Dorf hinuntergehen und um Arbeit betteln soll? Nein, er beschuldigt ja niemanden dessen. Malin ist eine brave Frau, kein Wort hat sie gesagt. Seltsam nur, wie gelb sie geworden ist, gelb wie Stroh, und schwarz unter den Augen, das ist wohl von der Sehnsucht gekommen. Ja, und wie schön, wie jung und fröhlich sie gewesen war, als sie einst hier in die Hütte zogen. Das eben hatte ja, wie er wußte, der andere auch herausgefunden, sonst hätte er, Hök, wohl niemals — nein, nicht mehr daran denken, jetzt nicht, dann wird das Leben wieder zu schwer. Und er hat ja doch eine so unbezwingliche Lust zu leben.

Er erhebt sich hastig und blickt nach dem blinden Himmel, denn die Tannenspitzen beginnen sacht zu schwanken, und ab und zu fallen große feuchte Flocken. Diese kommen dichter und dichter, dumpf saust es durch den Wald, und zum ersten Male heute wundert sich Hök, daß seine Frau so lange ausbleibt. Nun könnte sie schon hier sein. Am frühen Morgen war sie fortgezogen mit ihrem von Besen vollgepfropften Schlitten, die sie in der Nachbarstadt entäußern wollte; zwar ist es manche gute Meile bis dahin, und es nimmt viel Zeit, die kleinen Kupfermünzen zusammenzuscharren; doch die Dämmerung sinkt schon zwischen die Bäume. Hök denkt daran, wie schnell der Wind sich in der Ebene drunten verschlimmert, und er wird merkwürdig unruhig.

Langsam, ohne einen eigentlichen Plan, beginnt er durch den Wald zu stapfen. Er setzt seine Stiefel in die tiefen Spuren, die Malins Füße bereits getreten haben. Es muß gar schwer für sie sein, den Schlitten aufwärts zu ziehen, und bis zum Waldsaum kann er immerhin gehen, sicher trifft er sie vorher.

Je mehr der Wald sich lichtet, desto stärker saust es, und die Tannen wälzen ganze Arme voll Schnee über seinen Kopf. Er beeilt seine Schritte, doch als er den Waldrand erreicht und über das Feld und den Weg blickt, an dessen Ende das Dorf auftaucht, ist noch kein lebendes Wesen sichtbar. Nur der Schnee treibt und der Wind pfeift über öde Aecker. Einen Augenblick steht Gustav Hök unentschlossen, darauf zieht er die Mütze über die Stirn und steigt zaudernd zur Landstraße hinunter. Er kann ja ein Ende hinter dem äußersten Hause auf sie warten. Dieser Teufelswind, der frißt sich einem in den ganzen Körper ein, ob Malin wohl friert?

Daran hatte er noch nicht gedacht, sie hat nie darüber geklagt. Doch während er nun, die Hände tief in den Hosentaschen, weiterschwankt, sieht er sie lebhaft vor sich, wie sie in all dem Weiß verschwunden war, und für einen Weg wie diesen war sie doch wohl zu dünn gekleidet.

Wie lange er hinter der Scheune des letzten Gehöfts stand und ausspähte, beständig stampfend, um sich die Körperwärme zu erhalten, weiß er nicht, doch es scheint ihm, als ähnle das mehr als irgend etwas seinem ersten Tage in der Zelle, so langsam vergeht die Zeit. Und je länger er diese Höfe und Häuser rings betrachtet, von denen jeder Winkel ihm bekannt ist, desto stolzere und kältere Mienen nehmen sie an, gerade als wollten sie sagen: „Geh deines Weges, Ausgestoßener, was hast du eigentlich hier zu thun!" Als ein Arbeiterschlitten vorüberfährt, hält er den Kutscher an und fragt den ihm Unbekannten, ob er nicht eine Frau gesehen habe, die einen Schlitten zog, eine kleine Frau, die aussah, als habe sie einen weiten Weg gemacht. Und als der Mann den Kopf schüttelt und das Schellengeläut bald wieder verhallt, wird die Luft für Hök plötzlich zu einer großen, leeren Tiefe, in die er irgendwie versinken möchte. Er kommt hinter der Ecke hervor und geht, mechanisch die Füße setzend, durch die Dorfstraße, fast ohne etwas zu fühlen oder zu fürchten. Aus alter Gewohnheit hält er den Kopf gesenkt, und die Augen, von der haarigen Mütze beschattet, irren nach allen Richtungen. Ueberall ist es öde und leer, kaum bellt ein Hund. Erst als Hök bei dem erleuchteten Kaufladen vorüberkommt, sieht er drinnen Leute sich bewegen. Hier war auch er einstmals gern gesehen, ja, der Kaufmann war sein Freund und sein guter Kunde gewesen, an diesen Mann hatte wohl Malin sich in ihrer Noth gehalten. — Nein, nie mehr im Leben wird Gustav Hök diese Schwelle überschreiten.

Aber wenn sich Malin gerade hier befände?

Der Gedanke kommt ihm so plötzlich, daß er stehen bleibt. — Wie soll er den Weg zur Stadt fortsetzen, ohne hierüber Gewißheit zu bekommen?

Rathlos tritt er scheu vor das Fenster — steht dort eine Minute nach der andern und starrt hilflos auf die lustigen rothen kleinen Scheiben. Sie mußte doch wohl bald kommen, warum in Jesu Namen zauderte sie? Er wird sie schlagen, sie schlagen, wenn sie endlich kommt. . .

Der Ost wird immer härter, die Schneewehen werden ordentlich gegen die Hausnummern gepeitscht. Hök beginnt schließlich wie im Fieber zu zittern, und eine heiße Welle arbeitet sich aus seiner Brust empor, höher und höher hinauf. Wie gut der Tag heute begonnen hatte, er hatte wirklich geglaubt, daß ihm das Leben wiedergegeben werden sollte, und nun hat sich schon der Wind gedreht. Hier steht er verlassen und elend wie ein furchtsamer Dieb. Und auf der Landstraße zieht und kämpft einsam Malins hagere Gestalt. Er sieht es, er sieht es, warum läßt dieses Bild ihn nicht los? Wenn er nun hier nur die Zeit versäumt, wenn sie gar nicht hier drinnen ist?

Mit einem Knall wird die Ladenthür geöffnet, und in dem herausströmenden Licht sieht Hök seinen eigenen Schwager, den Lagasbauern, ihn, dessen Urtheil über den Todtschläger am härtesten von allen war, in Begleitung des Polizeidieners die hohe Treppe heruntertommen. Instinktiv fährt er zurück, doch als die Männer sich entfernen, ist es ihm, als packte ihn jemand an der Kehle, daß er sinken müsse, und eine Sekunde später hört er sich selbst mit seiner gewöhnlichen schweren Stimme sagen:

„Weiß man, ob Malin im Dorf ist?"

Die beiden Männer, die sofort stehen bleiben, gaffen ihn an, von dem bösen Sturm ganz benommen, und dem Lagasbauern fällt in seinem großen Erstaunen nichts anderes ein, als recht und schlecht zu antworten:

„Nein, sie ist nicht hier."

Gustav Hök wartet nicht darauf, noch mehr zu hören. Er hat keine rechte Vorstellung von dieser furchtbaren Begegnung, er macht nur Schritte, lang wie zwei andere, und beginnt schließlich zu laufen. Er schiebt den Schnee fort, er ringt mit den Schneewehen der Landstraße wie mit einem bösen Menschen, und unter der schwitzenden Stirn glänzen die Augen gespannt, mit einem trostlosen Ausdruck im Hintergrund. Seine Lippen rühren sich wie in Verwirrung, und wenn ein Laut über sie kommt, so erstirbt der Klang in all dem Pfeifen und Sausen.

So hager und klein, so hager und klein. . . und sie hatte wohl kaum etwas Rechtes gegessen. Soll er nun den Verstand verlieren, er, der all das Schwere ertragen hatte, weil eine existirte, die zu Hause saß und auf ihn wartete!

Da stößt er plötzlich auf etwas Hartes und sieht ein Etwas auf dem weißen Schnee. Das ist Malin — Malin, die sich auf dem Schlitten niedergekauert hat und kein Glied rührt.

„Erfrieht du, Malin, sei gut und antworte, hörst du mich?"

Er ruft ihr ins Ohr, während er sie wie ein Bündel ergreift und hart schüttelt. Die Frau öffnet langsam die Augen und sagt schwach, gleichgültig, wie im Traum:

„Bist du es, Gustav — ich bin nur müde, ich habe mich hingesetzt, es war so naß."

Gustav Hök antwortet kein Ton, obwohl es in seinem Innern wild wirbelt und tanzt wie hier draußen in der Ebene. Und er ist so merkwürdig unsicher in den Händen, als er ihr den Shawl fester umknüpft und sie wieder auf den Schlitten setzt. Dann reißt er sich die Jacke herunter und hängt sie um ihre Schultern.

„Nun mußt du dich festhalten", sagt er laut und findet, daß es seltsam klingt — „du darfst dich nicht loslassen, verstehst du?"

Die Frau kauert sich gehorsam zusammen und hält sich an dem Schlitten fest. Und alle Muskeln anspannend, beginnt Hök, seine Frau durch den Schnee heimwärts zu ziehen.

Das ist eine schwere Arbeit für ihn, der so lange gewöhnt war, stille zu sitzen. Alles in seinem Körper scheint hin und her, drüber und drunter geworfen zu werden, bis endlich die Kraft sich herausreißt, ganz und ungebrochen, hurtig und gleichmäßig. Und zwischen all dem, was sich in seiner Brust herumtummelt, erhält auch allmählich etwas die Oberhand, etwas merkwürdig Fertiges und Festes. Es scheint ihm, als würde das Unglück auf den Armen des Windes fortgetragen, um niemals wiederzukommen.

Schließlich erreicht er das Dorf und bleibt ächzend vor dem Kaufladen stehen.

Wie kann er mit Malin in die leere, kalte Hütte zurückkehren? Es ist ja auch ungewiß, ob sie es so lange aushält.

„Du möchtest vielleicht hier hinein und dich stärken?" sagt er zögernd und neigt sich über sie.

Malin versucht sich zu erheben und murmelt, daß sie hier hinein müßte, denn sie hätten zu Hause nichts zu essen.

„Versuche, dich auf die Beine zu stellen," sagt er scheu und hilft ihr auf. Doch als sie einige Schritte gemacht hat, sinkt sie zurück und antwortet. Thränen in der Kehle:

„Ich traue mich nicht."

Wieder peitscht es in Hök wie mit scharfen Ruthen. Doch schweigend zieht er seine Jacke an und führt Malin stützend die Ladentreppe hinauf. Als er die Thür öffnet, klingt das Schellen der Glocke ihm bis ins Herz, hart wie das Kommandowort eines Polizisten, und die ihm begegnende Wärme, das Licht und Stimmengewirr legen einen Nebel vor seine Augen. Sehr umständlich setzt er seine Frau auf eine Bank, ihm ist, als thäte er alles im Traum, und als er schließlich zu dem Kaufmann herantritt, der hastig einen Haufen Waaren einräumt, hat er kaum das Bewußtsein seiner eigenen Bewegungen.

Es war hier drinnen plötzlich still geworden wie in einer Kirche, und an dem Ladentisch, vor dem sich soeben noch nasse Friesröcke in langer Reihe gedrängt hatten, entsteht ein großer, leerer Raum für den neuen Kunden. Kein Pastor kann mehr Aufmerksamkeit genießen als Gustav Hök, da er, die Augen fest auf den Tisch geheftet, um ein Glas Schnaps und um Eßwaaren bittet für seine kranke Frau. Und erst, als er geendigt hat, geht ein Seufzer der Erleichterung durch den Raum und wieder beginnen die Leute, sich zu rühren und zu reden.

Der Kaufmann kommt Höks Wunsch mit auffallender Bereitwilligkeit entgegen. Er bemüht sich augenscheinlich, in Anbetracht der Umstände, möglichst unbekümmert zu erscheinen. Denn eine verblüffendere Erscheinung als Schuhmacher Hök, der sich seit seiner Heimkehr völlig unsichtbar gehalten hatte, war kaum denkbar.

Das ist auch in den Blicken aller zu lesen, die Hök umgeben, während er nun allein vor dem Tische auf die armseligen Dinge wartet, um die er gebeten hat. Doch seltsamerweise merkt er das kaum. Nachdem das erste Entsetzen überwunden war, fühlt er, daß immer mehr ein merkwürdiges Behagen Macht über ihn gewinnt. Die warme, von bekannten Gerüchen gesättigte Luft und der Anblick all der bekannten Gesichter wirken auf ihn wie frische Regenschauer auf eine durstende Pflanze, ein weiches Sehnen nach Licht und Milde, nach guten Worten und guten Blicken, nach allem, was dem Herzen wohlthut, überschleicht ihn. Diese Sehnsucht bettelt oedentlich bei ihm um etwas. Wie im Traum hört er, wie die um Malin sich sammelnden Frauen abgebrochene Worte des Mitleids sprechen.

„Armes Geschöpf — du Aermste — arme Malin — ja, du hast etwas erlebt — es ist schade um dich —"

Und Hök empfindet keine Bitterkeit, keinen Trotz, obwohl das ja eigentlich Anklagen gegen ihn sind. Im Gegentheil, die warme Woge in seiner Brust will geradezu überwallen. Und wie vorhin, als er Malin lebend und heil im Schnee fand, dehnt sich sein Herz und wird so groß, daß es alle hier umfängt, ob sie ihn los sein wollen oder nicht. Er hat den Wunsch, daß alles werde wie einst. Denn ein großes Unglück und ein großes Glück hat er heute gekostet, und da läßt man sich schwer wieder hinauszwingen in Kälte und Einsamkeit. Er möchte so gern hier drinnen bleiben dürfen, mit all den ehrlichen Menschen, denen er stets nur wohl gewollt hatte, ebenso wie einst sie ihm. Er wünscht das so stark, daß er meint, alle Menschen müssen verstehen, wie es zusammenhängt.

Plötzlich wendet er sich um und sieht Malin scharf an, die schwach und gebeugt dasitzt und etwas in der Hand hält. Der Branntwein hat ihre Wangen gefärbt und etwas Helles ist in ihr Gesicht gekommen, etwas, das einem Lächeln ähnelt, doch zu matt, um diesen Namen zu verdienen. Dann knüpft sie ihre Taille auf, sucht ein zusammengeknüpftes Tuch hervor und bittet eine Frau, es Hök zu übergeben.

Dieser begreift, daß es das in der Stadt verdiente Geld ist.

„Bitte", sagt in diesem Moment der Kaufmann und schiebt ihm das kleine Packet mit den begehrten Waaren zu.

Da Höks Mütze tief herabgezogen ist und er den Kopf gebückt hält, kann niemand sehen, daß er roth wird wie Blut. Mit zitternden Händen bastelt er erfolglos an den Knoten, die den Preis für Malins schwere Mühe bergen. Doch plötzlich schleudert er das Tuch fort, richtet sich entschlossen auf, nimmt die Mütze ab und sagt laut und bestimmt:

„Hat jemand Arbeit zu vergeben, so möchte ich nur sagen, daß ich sehr dankbar wäre, wenn meine Kunden wieder zu mir kämen, und dann möchte ich den Kaufmann bitten, mir wieder Kredit zu geben."

Als er gesprochen hat, überkommt ihn wieder die alte Furcht, denn es ist ihm, als wären die Worte abgeprallt ohne eine andere Wirkung, als ihn noch mehr zu beschämen. Unsicher steht er da, die Mütze in den Händen drehend, verstohlen die Frauen ansehend, die nachdenklich vor sich hinschauen, und die Männer, die zögernde Blicke austauschen. Doch da scheint es ihm, als werden all diese Augen und all diese Gesichter immer milder. Und ohne hinterher begreifen zu können, woher er diese Kühnheit genommen hatte, geht er still hin und reicht ihnen allen die Hand, einem nach dem anderen. Und Männer und Frauen fassen sie langsam, schütteln sie aber fest, und bei jedem, der seine grobe Faust nicht ablehnt, hat er ein Gefühl, als fiele ihm eine Last von der Seele, und er begreift nun nicht, wie er vorher hatte frei und fröhlich sein können.

Malin hat sich erhoben, ebenso roth im Gesicht wie Hök selbst, und einen Blick schenkt sie ihm, den er lange bewahrt.

„Adieu nun, und Dank euch allen", nickt sie, als gebe es gar keine Müdigkeit mehr.

„Guten Abend, Gustav Hök, du kannst morgen mal herunterkommen, wenn das Wetter es zuläßt."

Hätte jemand geglaubt, daß der Schlitten in dieser Geschwindigkeit den Weg herauffommen kann! Wie toll hüpft er durch die Schneehaufen. Das macht Malin, sie sollte sich darauf setzen, aber es ist heute Abend nichts mit ihr zu wollen. Die gibt dem Branntwein die Schuld, der wäre ihr zu Kopf gestiegen, sagt sie — sie könne nun wahrhaftig nochmals zur Stadt und wieder heimlaufen.

Da kann Gustav Hök den Vogel in sich nicht länger zügeln. Der Wind hat nachgelassen, über die Tannengipfel steigt der gelbe Mond, und plötzlich beginnt Hök zu singen. Zuerst ganz vorsichtig, denn es ist lange her, und er hat vergessen, den Ton zu halten. Doch je höher es hinaufgeht, desto sicherer hallt es wieder durch den weißen Wald.

Haltet den Dieb!

Humoristische Skizze von Otto Grund.

Eine Stunde nach Mitternacht!

Die enge, am Tage so belebte Geschäftsstraße lag einsam da, nur belebt von den bleichen Strahlen des Mondes, die in beständigem Wechsel aufleuchteten und wieder verschwanden.

Dunkle Flugwolken verhüllten den Mond und ließen ihn wieder frei. Aber mehr und mehr ballten sich jene zusammen, und immer seltener drangen die Lichtstrahlen durch, nur an einzelnen Stellen von Gaslaternen spärlich beleuchtet.

Aus der Seitenstraße traten zwei Männer. Sie blieben im Thorbogen eines Hauses stehen und sprachen leise mit einander.

„Sollen wir's wagen?" flüsterte der eine.

„Gewiß! Heute ist ja die Gelegenheit günstiger als je!" entgegnete der Angeredete.

„Ich weiß nicht; mir kommt gerade diese Stille so unheimlich vor!"

„Du bist eben ein Hasenfuß! Ein Neuling, dem die Routine fehlt. Wohin sollten wir mit diesem Zögern kommen? Zu unserem Gewerbe gehört Verwegenheit und Verachtung der Gefahr! Winkt uns heute nicht ein reicher Lohn? Ein Geschäft von mindestens 30,000 Mark — bedenke, wie lange uns das über Wasser hält!"

Das schien bei dem Zögernden den Ausschlag zu geben.

„Gut!" sagte er. „Hast Du alles vorbereitet?"

„Keine Sorge! Ich kenne mein Handwerkszeug. Wir werden leichte Arbeit haben. Nur Mut und Schnelligkeit ist nothwendig."

„Dann also vorwärts!"

Lautlos, wie die Schatten, glitten die beiden Gestalten dahin, immer dicht an den Häusern entlang. Vor einem Laden mit großen Spiegelscheiben machten sie Halt. Es war das Juweliergeschäft von Berger & Semler. Die Inhaber waren unverheirathet und wohnten gemeinsam in der ersten Etage.

„Still — hörst Du nichts?" rief der Zögernde mit unterdrückter Stimme. Beide standen lautlos, dicht an die Wand gelehnt.

Von fernher hallte der Schritt eines Mannes, der sich bald wieder verlor.

„Los!" flüsterte der unternehmende Spitzbube. Mit einer Sicherheit, die auf Erfahrung schließen ließ, riß er ein Päckchen Seife aus der Tasche und beschmierte damit in wenigen Sekunden einen Theil der großen Scheibe. Dann nahm er sein Messer, zog mit dem daran befindlichen Glaserdiamanten einen genügend großen Kreis und drückte die Scheibe vorsichtig ein. Alles das war das Werk weniger Minuten. Im nächsten Augenblick befanden sich beide Spitzbuben im Laden. Schnell und geräuschlos ließen sie den Rolladen hinab, um von außen nicht beobachtet zu werden. Dann wurde eine kleine Blendlaterne geöffnet und nun ging es an's Einpacken. In den weiten präparirten Taschen verschwanden zahlreiche Werthsachen, die der Erfahrenere mit kundigem Blick aussuchte. Diesem Blicke, der sich ohne Zweifel vorher bereits orientirt hatte, entging nichts von Bedeutung. Besonders die kostbaren Diamantringe spürte er wie ein Jagdhund auf. Alle großen Gegenstände ließ man unberührt.

Auf diese Weise war bald ein bedeutender Theil der werthvollsten Kleinodien in den Taschen der Verbrecher verschwunden.

„Nun die Kasse!" stieß der Anführer hervor. Er holte Dietrich und Stemmeisen aus einem besonderen Futteral und nach kurzer Zeit war das Schloß kunstgerecht geöffnet. Die Kasse enthielt nur einige hundert Mark in Gold und Silber, die blitzschnell herausgenommen wurden.

Gleichzeitig stutzten die Einbrecher. Beim Aufziehen der Kasse nämlich ertönte aus der oberen Etage ein Klingelzeichen.

„Alle Teufel, eine Alarmglocke!" rief der eine, indem er noch so viel Geistesgegenwart besaß, den Kasten wieder zu schließen. „Jetzt schnell fort, sonst erwischt man uns!"

In fliegender Eile wurde der Rolladen hochgezogen. Der eine stieg hinaus, hielt den Laden fest und ließ ihn dann fallen, als sein Genosse gefolgt war. Das gab einen lauten Krach und als jetzt aus einem oberen Fenster der Ruf: „Diebe! Einbrecher!" durch die Nacht gellte, näherten sich schnelle Schritte.

Die beiden Verbrecher verschwanden um die Ecke, liefen aber zwei Polizeibeamten beinahe in die Arme.

Mit dem Muthe, der nur den kaltblütigsten und verwegensten Spitzbuben auszeichnet, rief der eine der beiden: „Herr Wachtmeister, wo ist die nächste Polizeistation? Bei Berger & Semler hat man eingebrochen! Gehen Sie schnell dorthin, denn die Diebe sind im Laden gefangen. Wir holen weitere Hilfe!"

In fliegender Eile liefen dann beide Gauner davon, ohne die Antwort der Beamten abzuwarten, die nun ihrerseits alles daran setzten, um zur Einbruchsstelle zu gelangen und die Thäter noch festzunehmen. Die eigentlichen Thäter schrieen noch verschiedene Passanten an: „Bei Berger & Semler ist eingebrochen worden und die Spitzbuben sitzen in der Falle! Schnell der Polizei zu Hilfe!" Denn waren sie verschwunden.

Vor dem Juwelierladen entspann sich nun die folgende dramatische Szene.

Die Beamten trafen gerade ein, als die Thürjalousie in die Höhe gerissen wurde und zwei Männer sich auf die Straße stürzen wollten.

„Zurück oder ich schieße!" donnerte eine kräftige Polizistenstimme. Zwei Revolverläufe blitzten den völlig verdutzten und in den Laden zurückgewichenen Gestalten entgegen.

„Aber was soll denn das heißen?" rief der eine. „Wir sind ja die Geschäftsinhaber, die man soeben bestohlen hat, und wir wollen die Spitzbuben verfolgen. Machen Sie Platz!"

„Nicht von der Stelle!" donnerte es wieder aus dem Polizeimunde. „Die Scherze kennen wir! Haltet den Dieb! ruft jeder schlaue Spitzbube und zeigt auf andere. Das Verfolgen von Spitzbuben ist unsere Sache und wir halten fest, was wir haben!"

Das brachte die beiden Geschäftsinhaber nur noch mehr in Wuth.

„Unerhört!" rief Berger. „Lassen Sie uns sofort durch, denn jede Minute ist kostbar!"

„Ruhe! Mitkommen! Und nicht gemuckt!"

Die Beamten faßten, immer die Waffen in Bereitschaft, die beiden Geschäftsinhaber am Arm und zogen sie so zur Wache.

Die Festgenommenen sträubten sich begreiflicherweise heftig dagegen.

„Mein Name ist Berger!" schrie der eine. „Lassen Sie sich vom belehren!"

Jetzt wurde der eine Polizist grob.

„Maulhalten! Ihr Name wird auf der Wache festgestellt werden!"

Resignirt, wenn auch mit knirschenden Zähnen, ergaben sich die beiden Geschäftsinhaber in ihr Schicksal. Auf der Wache mußte sich ja alles aufklären.

Das geschah denn auch sehr schnell. Ein älterer Beamter kannte die Festgenommenen, während die beiden eifrigen Schutzleute erst vor Kurzem in's Revier gekommen waren.

Leider kam die Aufklärung etwas sehr spät, jedenfalls zu spät, um die eigentlichen Spitzbuben noch zu fangen. Diese waren spurlos verschwunden.

— Mildernd. Herr (beim Heirathsvermittler): Diese hat ja schon einen Mann gehabt. — Ja, aber nur einen ganz kleinen!

— Völkerkunde. Professor Konfusius: „Die Basken sind ein gebirgiges Hirtenvolk, das sich von den Abhängen der Pyrenäen bis in's siebzehnte Jahrhundert erstreckt."

— Hinderniß. „Warum bettelst Du nur immer in unserem Stadttheil herum, niemals aber im feinen Viertel?" Gewohnheitsbettler: „Geht nicht. Dort hab' ich ja meine Villa".

— Zwangslage. „Jeden Tag sind Sie betrunken!" — „Der Noth gehorchend... wenn ich 'n solider Mann würde, dann thät' mir meine Hauswirthin, die Wittwe Müller, gleich einen Heirathsantrag machen!"

— Auch ein Mäßiger. Wirth (zur Kellnerin): „Was, der Wamperl hat erst zwölf Biere und will sich nicht mehr einschänken lassen?! Kellnerin: Nein, er sagt, er ist seit ein paar Tagen beim Mäßigkeitsverein!

— Neuer Mädchenname. Lehrer: Die weiblichen Namen werden auch häufig aus den männlichen mittelst der Nachsilbe „ine" gebildet, zum Beispiel Paulus — Pauline. Müller? Müller: Karolus — Karoline. Schulze: Clemens — Clementine. Meyer: Markus — Margarine.

— Er hat's nicht nothwendig. Hofmeister (mit seinem Zögling Rechenstunde haltend): Also wieviele 18karatige Goldgegenstände lassen sich aus 20 Golddukaten anfertigen? Wie werden — — Frau Goldstein (einfallend): Wozu plagen Sie mei' Sohn mit solche Sachen — werd er sich einfach schicken lassen de Goldarbeiterrechnung!

— Kaltblütig. Kellner (zwei Gäste an der Table d'hote beobachtend, welche eben das Besteck verschwinden lassen wollen): „Es kommt noch ein Gang, meine Herren!"

— Uebertrumpft. „Im Variete sah ich 'mal einen Künstler, der machte aus einem Ei zwei!" — „Gar nichts! Ich kenn' einen Schenkkellner — der schenkt aus einem Hektoliter zwei heraus!"

— Ein Schwarzseher. Mann (zu seiner Frau, die eine Wohlthätigkeitsvorstellung veranstaltet): „Was, eine Generalprobe mit Gästen wollt ihr vorher abhalten? Da kommt euch ja am Haupttage niemand!"

Nobel.

„... Sie betteln im Cylinder und Frack?!"

„Ich besuche nur Barone und Grafen — und da muß ich doch standesgemäß gekleidet sein!"

— Auf Umwegen. Student: „Lieber Onkel, ich hätte eine große Bitte an Dich!" Onkel: „Aha, Du willst mich schon wieder anpumpen!" Student: „Aber, lieber Onkel, da müßten schon unüberwindliche Hindernisse eintreten, wenn ich diesen Schritt unternehmen sollte." Onkel: „Gott sei Dank! Was willst Du denn dann?" Student: „Ich muß leider gestehen, daß solch' unüberwindliche Hindernisse eingetreten sind."

Der Charakterausweis.

Schwiegervater in spe: „Ehe ich Ihnen meine Tochter gebe, möchte ich doch erst über Ihren Charakter..."

Freier: „Bitte, hier ist mein Bankbuch!"

Schwiegervater (für sich lesend): „Donnerwetter, 80,000 Mark ... (laut) nimm sie hin, mein Sohn, und sei glücklich!"

— Schlau. „Wo hast Du nur die wichtigen Briefe versteckt, daß sie bei der Haussuchung nicht gefunden wurden?" — „Ganz einfach, im Briefkasten."

— Aufregend. „Weshalb ist denn der Rentier Pizel stets so furchtbar aufgeregt, wenn sich ein Automobil nähert?" — „Seine Frau ist ihm in einem durchgegangen — und jetzt fürchtet er jedesmal, daß sie zurückkommt."

Raffinirt.

Köchin (zu ihrer Freundin): „Das ist ein reizender Mensch, der neue Briefträger! Jeden Nachmittag, wenn er kommt, raubt er mir einen Kuß!"

„Hat er denn immer etwas für Dich?"

„Natürlich . . . ich schreibe jeden Morgen eine Postkarte an mich!"

— Arg verliebt. Fräulein: „Ist der verliebte junge Mann noch immer unter meinem Fenster?" Dienstmädchen (mitleidig): „Ach, Fräulein, er trippelt vor Kälte im Schnee umher, aber immer herzförmig!"